

Offenheit und Vergleichbarkeit in der qualitativen und quantitativen Forschung

Rieker, Peter; Seipel, Christian

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rieker, P., & Seipel, C. (2006). Offenheit und Vergleichbarkeit in der qualitativen und quantitativen Forschung. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 4038-4046). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-142320>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Offenheit und Vergleichbarkeit in der qualitativen und quantitativen Forschung

Peter Rieker und Christian Seipel

In der Regel betont man die Differenzen zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung während mögliche Gemeinsamkeiten bzw. Anschlussmöglichkeiten vernachlässigt werden – dies mindert die Chancen dafür, Ansätze und Verfahren aus beiden Traditionen miteinander zu kombinieren. Wir möchten hier versuchen, Möglichkeiten der wechselseitigen Anregung zu erschließen und damit auch Ansatzpunkte für die Integration qualitativer und quantitativer Sozialforschung aufzuzeigen. Dies soll unter Bezug auf zwei Konzepte geschehen, denen in den beiden methodologischen Traditionen üblicherweise ganz unterschiedliches Gewicht zuerkannt wird – Offenheit und Vergleichbarkeit.

I. Offenheit

Offenheit gilt als zentrales Element der qualitativen Forschung. Dabei ist von Offenheit gegenüber Untersuchungspersonen, gegenüber der Untersuchungssituation und gegenüber den einzelnen Methoden die Rede (Lamnek 1995: 22). Man könnte ergänzen, dass sich Offenheit auch auf die Komplexität des Gegenstandes und auf die vom Forscher ausgeübten Einflüsse bezieht und den gesamten iterativ-zyklischen Forschungsprozess betrifft. Offenheit stellt einen zentralen Aspekt der Selbstbeschreibung qualitativer Forschung dar, während sie in der Wahrnehmung und Selbstbeschreibung quantitativer Forschung nicht formuliert wird. Die deduktiv-nomologische Vorgehensweise und das lineare Forschungsmodell lassen offene Elemente eher als nicht zulässig erscheinen, zumindest spielt dieses Prinzip in der Darstellungslogik quantitativer Forschung keine Rolle, da hier Hypothesen im Vorfeld formuliert werden müssen und Datenerhebung und -analyse getrennt und nacheinander zu erfolgen haben. Im Folgenden werden wir uns zunächst mit der Frage beschäftigen, inwieweit (theoriehaltiges) Vorwissen mit Offenheit vereinbar ist. Anschließend werden wir Offenheit in Hinblick auf verschiedene Phasen des Forschungsprozesses erörtern.

Häufig bezieht man sich in der qualitativen Sozialforschung auf den Ansatz, den Glaser/Strauss (1967) zur Entwicklung von *Grounded Theory* vorgestellt haben. Dabei wird auf die Formulierung von ex ante Hypothesen sowie deren Überprüfung verzichtet, stattdessen sollen gegenstandsbezogene Theorien entwickelt werden, in dem der Forscher die dazu notwendigen Kategorien aus den erhobenen Daten selbst gewinnt. Die damit verbundene Hoffnung ist, nicht-antizipierte Aussagen und Informationen der Befragten zu erhalten und Raum für Exploration zu geben (Hoffmann-Riem 1980: 345) – in der Datenauswertung ist dabei von den Sinnzuschreibungen der Handelnden auszugehen. Während Vor- und Kontextwissen inzwischen auch in Teilen der Tradition der *Grounded Theory* als wichtige Bereicherung der Theorieentwicklung gelten (z.B. Strauss 1994: 36), propagiert man an anderer Stelle den Anspruch, sich von allem Vorwissen frei zu machen, auf die Lektüre theoretischer und empirischer Arbeiten zu verzichten, um sich dem Forschungsfeld möglichst unvoreingenommen zu nähern. Offenheit in dieser Lesart bedeutete dann theoretische Voraussetzungslosigkeit in einer Einstellung der künstlichen Dummheit. Diese Art der »Offenheit« gilt teilweise als Kernstück qualitativer Forschung (z.B. Hoffmann-Riem 1980: 345f.; Lamnek 1995: 22 u. 139f.; Kelle/Kluge 1999: 15; Brüsemeister 2000: 27).

Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass jegliche Wahrnehmung unvermeidlich durch Vorwissen geprägt und theoriegeladen ist, wirkt dieser Vorschlag problematisch. Der Einfluss des Vorwissens setzt dabei laut Meinefeld (2000: 273f.) auch nicht erst mit der Formulierung von ex ante Hypothesen ein, vielmehr erfolgt die Vor-Strukturierung und die Formung der Aufmerksamkeit der Forschenden schon früher und grundlegender und wird dabei durch alltagsweltliches Vorwissen und durch allgemein-theoretische Konzepte beeinflusst. Insofern kann auch implizit gebliebenes Vorwissen zu selektiven Wahrnehmungen und Interpretationen führen, während die bewusste Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld und den mehr oder minder stark ausformulierten Erwartungen die Forschenden besonders sensibel für Abweichungen machen kann. Offenheit kann deshalb nicht bedeuten, Vorwissen zu suspendieren. Vielmehr ist es wichtig, das jeweilige Vorverständnis und die impliziten Annahmen bewusst zu machen und zu reflektieren. Denn diese Vorgehensweise – die Kontrolle des vom Forscher mitgebrachten Vorwissens – stellt ja gerade die Trennlinie zwischen der Generierung von Alltagswissen und sozialwissenschaftlichem Wissen dar.

In der quantitativen Forschung dient die explizite Formulierung von Hypothesen der Kontrolle des Vorwissens und berücksichtigt insofern das Postulat, dass es keine theoriefreie Beobachtung geben kann. Aber wie steht es dabei nun mit der Offenheit bei der Berücksichtigung des Vorwissens? Offenheit kann dadurch erzielt werden, dass theoretische und empirische Arbeiten zu dem betreffenden Forschungsfeld (und zwar nicht nur quantitative Studien!) möglichst umfassend aufge-

arbeitet werden. Bei der Formulierung von ex ante Hypothesen und bei der Entwicklung von (standardisierten) Messinstrumenten wäre dann sicherzustellen, dass ein breites Spektrum an Deutungs- und Handlungsmustern berücksichtigt wird. Im Rahmen der Auswertung ist es auch hier wichtig, unerwarteten Zusammenhängen besonders gründlich nachzugehen.

Bedeutsam ist das Spannungsfeld zwischen Vorwissen und Offenheit für verschiedene Phasen des Forschungsprozesses. Im qualitativen Forschungsprozess besteht die Möglichkeit, je nach Erkenntnisstand flexibel weitere, zuvor nicht bedachte Befragte oder Situationen einzubeziehen, was einerseits als Ausdruck von Offenheit gewertet werden kann. Andererseits muss man sich klar machen, dass durch die bewusste Auswahl von Untersuchungsteilnehmern folgenreiche Selektionsentscheidungen getroffen werden, die durch implizites oder explizites Vorwissen geprägt sind.

Auch bei der Datenerhebung können sich qualitativ Forschende offen und flexibel verhalten, indem sie sich situationsangemessen jeweils auf spezifische Schwerpunkte konzentrieren, um auf diese Weise zu reichhaltigen und tiefgründigen Informationen zu kommen. Für den Anspruch auf Offenheit birgt dies verschiedene Gefahren. Sowohl die Fokussierung von Beobachtungen als auch Fragen im Interview sind Selektionsentscheidungen, die bestimmte Einsichten oder Äußerungen ermöglichen und andere verhindern – und zwar nicht nur dann, wenn zum Beispiel ein Leitfaden unsachgemäß gehandhabt wird (Hopf 1978), sondern auch bei sensiblen Nachfragen.

Im Rahmen quantitativer Erhebungen ist die starke Ausrichtung an Standardisierung unzweifelhaft mit Einschränkungen verbunden, die sich mit der Forderung nach Offenheit kaum vereinbaren lassen. Besonders in Bezug auf nicht antizipierte Informationen oder Reaktionsweisen der Befragten wird Offenheit schnell reduziert, um bereits im Vorfeld der Erhebung zu eingeschränkten Antwortmöglichkeiten zu gelangen.

Auswertungsprozesse können sich in der qualitativen Forschung durch große Offenheit auszeichnen, besonders dann, wenn die Potenziale iterativ-zyklischer Forschungsprozesse genutzt werden, das heißt wenn auf erste Ergebnisse weitere Erhebungen folgen, um auf diese Weise gezielt neue Erkenntnisse zu generieren. Allerdings birgt die geringe Standardisierung qualitativer Auswertungen verschiedene Risiken – von der Möglichkeit, sich in dem reichhaltigen und sehr heterogenen Datenmaterial zu verlieren bis hin zu sehr selektiven Analysen, die wichtige Aspekte unberücksichtigt lassen. Diese Auswertungsprozesse sind extern nur schwer zu überprüfen, weswegen es umso wichtiger ist, interne Rückkopplungsprozesse einzubauen, zum Beispiel dadurch, dass Deutungen in Gruppen entwickelt, diskutiert und überprüft werden oder dadurch, dass der Auswertungs- und Ergebnisgenerierungsprozess transparent gemacht wird.

Für quantitative Auswertungen ist in punkto Offenheit zunächst grundsätzlich anzumerken, dass die Falsifikation von vorab formulierten Hypothesen zur Entwicklung neuer Theorien beitragen kann. Die Überprüfung derart an einem Datensatz entwickelter Hypothesen und Theorien sollte jedoch nach Auffassung quantitativer Sozialforscher an einem neuen und nicht an demselben Datensatz erfolgen (vgl. Weede/Jagodzinski 1977). Darüber hinaus gibt es in der quantitativen Forschung eine Reihe von statistischen Verfahren, die eher explorativen Charakter haben (z.B. Clusteranalyse, Korrespondenzanalyse) und insofern bei der Datenauswertung dazu beitragen können, auch eine empirisch begründete Theoriebildung vorzunehmen. Der Nachteil dieser Art von Datenanalyse ist darin zu sehen, dass der theoretische Bezug weitgehend fehlt. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang deshalb die Möglichkeit, mit einer kombinierten Strategie zu arbeiten, die sowohl theoretisch inspiriert und am Hypothesentest orientiert ist, gleichwohl aber offen für eine datenorientierte Theorieentwicklung ist. Anknüpfungsmöglichkeiten bieten hier zum Beispiel lineare Strukturgleichungsmodelle. In der Beschreibung des Softwareprogramms LISREL wird explizit auf eine *model generating*-Methode verwiesen (Jöreskog 1993: 295), die der empirisch begründeten Theoriebildung dient. Auf der Grundlage der vorhandenen Daten können dabei weitere theoretische Modelle generiert werden.

In punkto Offenheit kann festgehalten werden: Auf programmatischer Ebene hat Offenheit in beiden Forschungstraditionen ganz unterschiedliches Gewicht. Auf pragmatischer Ebene spiegelt sich dieses Ungleichgewicht einerseits wider (z.B. hinsichtlich des Forschungsprozesses – iterativ-zyklisch hier, linear dort), andererseits finden sich in beiden Traditionen sowohl Ansatzpunkte für offene Vorgehensweisen als auch das Risiko, Offenheit durch vorschnelle Selektionsentscheidungen zu reduzieren. In beiden Traditionen gilt es, Vorwissen systematisch zu berücksichtigen und methodisch kontrolliert einzubeziehen; die Berücksichtigung von Vorwissen und das Prinzip der Offenheit schließen sich also nicht aus, sie stehen vielmehr in einem Spannungsverhältnis und müssen jeweils angemessen ausbalanciert werden, um zu produktiven und verlässlichen Ergebnissen zu kommen.

II. Vergleichbarkeit

Vergleiche können wichtige Hinweise auf die Gültigkeit sowie auf die Grenzen von Forschungsbefunden geben und damit – implizit oder explizit – wichtiger Bestandteil von Validitätskontrolle sein. Vergleichbarkeit kann dabei auf ganz verschiedene Elemente bezogen werden – Daten, Verfahrensweisen, Ergebnisse. Unter Einbe-

ziehung dieser Dimensionen wollen wir versuchen, unterschiedliche Aspekte von Vergleichbarkeit zu beleuchten, die für die quantitative und qualitative Forschung jeweils relevant sind. Dabei geht es zunächst um die Phasen des Forschungsprozesses, in denen Vergleichbarkeit angestrebt wird, anschließend um die Begründungen für Vergleichbarkeit und um unterschiedliche Vergleichsbezüge.

Siegfried Lamnek hat mit Blick auf Probleme der Gültigkeit auf unterschiedliche Gewichtungen hingewiesen: In der quantitativen Forschung werden Probleme der Gültigkeit vor allem bei der Datenerhebung gesehen, während in der qualitativen Forschung eher die Auswertung bzw. Interpretationen in den Blick genommen werden (Lamnek 1995: 145). Dieser unterschiedlichen Gewichtung entsprechend wird auch Vergleichbarkeit in je unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses angestrebt. In der quantitativen Forschung geschieht dies bereits bei der Datenerhebung, durch die Standardisierung von Fragen und die Vorgabe von Antworten. In der qualitativen Forschung wird die Erhebung der Daten weniger standardisiert durchgeführt, obwohl auch hier Elemente von Vereinheitlichung festzustellen sind (z.B. Erzählaufforderung, Leitfaden). Zentrale Vergleichsdimensionen werden häufig erst bei der Auswertung aus dem Material entwickelt.

Hilfreich könnte es auch sein, zwischen nach außen gerichteter und interner Vergleichbarkeit zu differenzieren.

Auf erstere trifft man in der quantitativen Forschung, die in der Regel mit dem Anspruch auf Repräsentativität verknüpft ist, das heißt bereits im Ansatz geht es darum, Erkenntnisse zu gewinnen, die über die Untersuchungsgruppe hinaus etwas über die jeweilige Grundgesamtheit aussagen. Dies versucht man in der Regel dadurch zu erreichen, dass man Zufallsauswahlen realisiert. Zudem versucht man durch umfassende Standardisierungen möglichst eine gleiche Interviewsituation für alle Befragten herzustellen, um Informationen vergleichbar zu machen (Schnell u.a. 1999: 301). Problematisch erscheint an dieser Vorgehensweise, dass dadurch individuelle Perspektiven vernachlässigt werden und eher nach Positionen gesucht wird, die durch ganze Gruppen geteilt werden können. Die Forschenden und ihre Instrumente sollen die Erhebungssituation möglichst wenig stören, weswegen man sich in der quantitativen Forschung diesbezüglich um Neutralität bemüht.

Eher nach innen gerichtet ist Vergleichbarkeit im Rahmen qualitativer Forschung, die man vor allem mit dem Anspruch auf idiografische, auf den Einzelfall bezogene bzw. individuelle Erkenntnis identifiziert (Lamnek 1995: 204, 223). In Bezug auf andere Untersuchungen wird diesen Erkenntnissen aufgrund ihrer fehlenden Standardisierung dann häufig keine Vergleichbarkeit zugestanden (Lamnek 1995: 227). Andererseits unternimmt qualitative Forschung gerade nicht den Versuch, Einflüsse und Perspektiven der Forschenden zu eliminieren oder auszublenden, sondern diese zu reflektieren und einzubeziehen (Lamnek 1995: 164). In diesem individuellen Kontextwissen der Forschenden sieht man vielmehr eine wichtige

Ressource, die dem einzelnen Forscher Möglichkeiten für Vergleiche bietet (Strauss 1994: 36f.).

Möglichkeiten und Dimensionen von Vergleichbarkeit in der qualitativen Forschung lassen sich exemplarisch anhand der *Grounded Theory* beschreiben. Zentrales Element ist diesem Ansatz zufolge der ständige Vergleich (*Constant comparative method*), der die Datenanalyse und Theorieentwicklung aber über das so genannte *Theoretical Sampling* auch die Zusammenstellung einer Untersuchungsgruppe steuert, mit dem Ziel, möglichst alle Facetten eines Phänomens detailliert und vollständig zu erfassen (Strübing 2002: 331; Strauss 1994: 44). Dabei werden einerseits einander ähnliche Fälle bzw. Konstellationen miteinander verglichen (Strategie des minimalen Vergleichs), andererseits möglichst verschiedenartige (Strategie des maximalen Vergleichs). Auf dieser Grundlage kann man etwas über die Verbreitung eines Phänomens aussagen – nicht darüber, in wie viel Prozent aller Fälle, sondern unter welchen Bedingungen, in welchen Konstellationen es vorkommt – und zugleich Erkenntnisse zu den Besonderheiten einzelner Fälle sammeln (Lamnek 1995: 110).

Dieser Bereicherung durch »interne« Vergleichsmöglichkeiten steht dabei allerdings das Problem gegenüber, diese zu den Erkenntnissen anderer Forschender in Bezug zu setzen – schließlich geht man davon aus, dass perspektivengebundenes Wissen erhoben und gleichzeitig interpretiert wird, weswegen vergleichbare Schlüsse nicht zu erwarten seien (Strübing 2002: 336).

Zu Vergleichbarkeit lässt sich festhalten: Quantitative Analysen ermöglichen relativ schnelle und einfache Vergleichsmöglichkeiten zwischen verschiedenen Untersuchungsgruppen, die durch statistische Verfahren abgesichert werden können. Die damit verbundene Gefahr besteht darin, dass sehr unterschiedliche Perspektiven, Meinungen oder Aussagen auf diese Weise möglicherweise vorschnell vereinheitlicht, vereinfacht bzw. eventuell unter nicht zutreffende Kategorien subsumiert werden. Im Rahmen qualitativer Analysen sind kaum statistisch abgesicherte Vergleiche möglich. Allerdings ist es hier möglich, in Hinblick auf ausgewählte Aspekte extensive, gründliche und systematische Prüfungen von Vergleichbarkeit vorzunehmen, die theoretisch begründet werden können. Im Rahmen qualitativer Strategien können Fragen der Vergleichbarkeit daher fundierter analysiert werden, als dies im Rahmen quantitativer Forschung möglich ist. Eine Herausforderung für die qualitative Forschung besteht allerdings darin, Erkenntnisse auf nicht untersuchte Kontexte zu übertragen.

III. Konsequenzen für eine integrative Sozialforschung

Es gibt in den jeweiligen Methodentraditionen einen unterschiedlichen Kernbestand an Voraussetzungen und Verfahrensweisen, die sich – wie hier versucht wurde darzustellen – auch als unterschiedliche Vorstellungen von Offenheit und Vergleichbarkeit problematisieren lassen und unterschiedliche Konzeptionen des Forschungsablaufs sowie unterschiedliche Ansprüche an Standardisierung zur Folge haben. Insofern ist es zunächst wichtig, sich die unterschiedlichen Potenziale und Risiken für Offenheit – sowohl den Forschungsablauf als auch die einzelnen Schritte betreffend – und auch die unterschiedlichen Konzeptionen von Vergleichbarkeit bewusst zu machen. Auf dieser Grundlage sind dann verschiedene Möglichkeiten wechselseitiger Anregung sowie der Methodenkombination denkbar, um Offenheit und Vergleichbarkeit zu fördern – wobei es darum gehen sollte, die unterschiedlichen Potenziale produktiv zu verbinden.

1. Möglichkeiten der wechselseitigen Anregung

Grundsätzlich wäre es denkbar, im Rahmen qualitativer Untersuchungen mit Zufallsauswahlen zu arbeiten, um möglicherweise fragwürdige Selektionen bei der Zusammenstellung einer Untersuchungsgruppe zu vermeiden. Dabei stellt sich allerdings die Frage, wie große Stichproben – die eine Zufallsauswahl erforderlich macht – mit qualitativen Methoden sinnvoll bewältigt werden können. Zudem könnte man überlegen, ob es beim »theoretical sampling« nicht sinnvoll sein könnte, gut eingeführte und erprobte quantitative Instrumente einzusetzen, um gezielt diejenigen Personen auszuwählen, die sich in der interessierenden Dimension unterscheiden.

Umgekehrt ist es auch möglich, im Rahmen quantitativer Untersuchungen in Ergänzung zu einer Zufallsauswahl, theoretisch begründet gezielt spezifische Untergruppen hinzuzuziehen, um so zu überprüfen, ob Randgruppen oder schwierig zu erreichende Populationen ausreichend repräsentiert sind.

Bei quantitativen Untersuchungen können kognitive Pretest-Verfahren (Probing Technik, Think-Aloud-Technik) bei der Entwicklung von Fragen eingesetzt werden, um Hinweise auf Abweichungen vom intendierten Frageverständnis zu bekommen (vgl. Prüfer/Rexroth 2000). Man könnte sich zudem im Vorfeld einer standardisierten Erhebung auf der Grundlage qualitativer Interviews darum bemühen, das Spektrum der Antwortvorgaben zu öffnen. Auf diese Weise lassen sich unterschiedliche Perspektiven möglichst umfangreich berücksichtigen und die Sensibilität für interpretative Dimensionen bei der Entwicklung eines standardisierten Instruments steigt.

Schließlich wäre auch zu prüfen, ob die verstärkte Einbeziehung von Informationen zu den Bedingungen quantitativer Datenerhebungen (also ethnographische Studien zur Datenerhebungssituation bei standardisierten Befragungen) nicht hilfreich wäre, um mehr über die interpersonelle Dynamik und die in diesen Situationen relevante Reaktivität zu erfahren – auch dies könnte zur Überprüfung der Vergleichbarkeit beitragen.

2. Kombination qualitativer und quantitativer Verfahren

Phasen-Modell: Wenn qualitative und quantitative Verfahren nacheinander wechselseitig zur Anwendung kommen besteht zum Beispiel die Möglichkeit, ein Forschungsfeld mittels qualitativer Untersuchung zunächst in seiner Vielschichtigkeit zu erfassen, um den Fokus anschließend auf zentrale Aspekte zu verengen, die dann in einem quantitativ ausgerichteten Untersuchungsteil anhand unterschiedlicher Untersuchungsgruppen auf eine breitere Grundlage gestellt werden können. Werden dann aus diesem großen Sample gezielt Vergleichsgruppen ausgewählt und zum Beispiel mit qualitativen Interviews vertiefend befragt, könnte die Vergleichbarkeit der Angaben bzw. Reaktionen unterschiedlicher Untersuchungsgruppen geprüft werden.

Miteinander Modell: Kommen qualitative und quantitative Methoden in einer Forschungsphase miteinander zur Anwendung, bietet sich zum Beispiel durch die Quantifizierung qualitativer Tatbestände die Chance, deren Vergleichbarkeit zu steigern. Andererseits bieten Beobachtungen oder qualitative Befragungen, die flankierend zu einer standardisierten Erhebung durchgeführt werden die Möglichkeit, einen besseren Zugang zu den subjektiven Hintergründen bestimmter Reaktionen oder Antworten zu erhalten. Dies kann die Offenheit für die interpretativen Dimensionen dieser Angaben fördern und auch Hinweise auf deren Vergleichbarkeit geben.

Die Kombination qualitativer und quantitativer Verfahren bietet die Chance, den Blickwinkel auf den Untersuchungsgegenstand zu erweitern und ein größeres Spektrum seiner Facetten einzufangen (Seipel/Rieker 2003: 252) und damit auch zu größerer Offenheit beizutragen. In der Praxis zeigt sich aber auch, dass die mit unterschiedlichen Methoden generierten Erkenntnisse – aufgrund der ihnen inhärenten unterschiedlichen Grundannahmen zu Offenheit und Vergleichbarkeit – nicht immer problemlos aufeinander bezogen werden können (Seipel/Rieker 2003: 247). Abschließend muss also darauf hingewiesen werden, dass Offenheit und Vergleichbarkeit in Konkurrenz zueinander stehen können, so dass eines nur auf Kosten des anderen zu erreichen ist. Zum Teil kann man den damit verbundenen Herausforderungen sicherlich durch die sorgfältige Konzeption und Durchführung

multimethodischer Untersuchungen begegnen – mitunter ist es aber auch notwendig, Prioritäten zu setzen und sich für das eine und die Einschränkung des anderen zu entscheiden.

Literatur

- Brüsemeister, Thomas (2000), *Qualitative Forschung. Ein Überblick*, Wiesbaden.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967), *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative research*, London (dt. 1998: *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*, Bern).
- Hoffmann-Riem, Christa (1980), »Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 32, S. 339–372.
- Hopf, Christel (1978), »Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 7, S. 97–115.
- Jöreskog, Karl G. (1993), »Testing structural equation models«, in: Bollen, Kenneth A./Long, J. Scott (Hg.), *Testing structural equation models*, Newbury Park u.a., S. 294–316.
- Kelle, Udo/Kluge, Susann (1999), *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*, Opladen.
- Lamnek, Siegfried (1995), *Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie*, 3. korrigierte Auflage, Weinheim.
- Meinefeld, Werner (2000), »Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Sozialforschung«, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/Steinke, Ines (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek, S. 265–275.
- Prüfer, Peter/Rexroth, Margit (2000), »Zwei-Phasen-Pretesting«, in: Mohler, Peter Ph./Lüttinger, Paul (Hg.), *Querschnitt: Festschrift für Max Kaase*, Mannheim, S. 203–219.
- Seipel, Christian/Rieker, Peter (2003), *Integrative Sozialforschung. Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung*, Weinheim/München.
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (1999), *Methoden der empirischen Sozialforschung*, 6. völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, München/Wien.
- Strauss, Anselm L. (1994) (im amerikanischen Original zuerst 1987), *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*, München.
- Strübing, Jörg (2002), »JUST Do IT? Zum Konzept der Herstellung und Sicherung von Qualität in grounded theory-basierten Forschungsarbeiten«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 54, S. 318–342.
- Weede, Erich/Jagodzynski, Wolfgang (1977), »Eine Einführung in die konfirmatorische Faktorenanalyse«, *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 6, S. 315–333.